

I

Guten Abend, Mr. Roosevelt

Die meisten Teheraner lagen in ihren Betten, als sich am 15. August 1953 kurz vor Mitternacht eine merkwürdige Karawane in Bewegung setzte. Vorneweg fuhr ein gepanzerter Pkw mit Militärkennzeichen durch die Dunkelheit. Ihm folgten zwei Jeeps und mehrere Armeelaster voller Soldaten. Tagsüber war es extrem heiß gewesen, doch seit Sonnenuntergang hatte es etwas abgekühlt. Am Himmel stand ein zunehmender Mond. Eine gute Nacht für einen Staatsstreich.

Oberst Nematollah Nassiri, Kommandant der kaiserlichen Leibgarde, saß im ersten Wagen und hatte allen Grund zur Zuvorsicht. In seiner Tasche steckte ein Dokument, mit dem der Schah von Persien Premierminister Mohammed Mossadegh aus dem Amt entließ. Nassiri war auf dem Weg zu Mossadegh, um ihm das Dokument zu überreichen und ihn zu verhaften, falls er seinen Rücktritt verweigern sollte.

Die amerikanischen und britischen Geheimdienstler hatten den Umsturz sorgfältig geplant: Falls Mossadegh zum Telefonhörer greifen und die Armee gegen die Rebellen rufen wollte, sollte er niemanden erreichen. Oberst Nassiri fuhr daher zunächst zum Haus des Generalstabschefs. Er sollte ihn verhaften und dann erst das schicksalhafte Dokument übergeben.

Der Oberst hielt sich an seine Anweisungen. Aber am ersten Ziel fand er eine außergewöhnliche Situation vor. Trotz der späten Stunde war der Stabschef, General Taqi Riahi, nicht da. Es war überhaupt niemand zu Hause, nicht einmal ein Diener oder Pförtner ließ sich blicken.

Das hätte Oberst Nassiri beunruhigen können, aber er kletterte einfach wieder in seinen gepanzerten Wagen und gab Befehl, das eigentliche Ziel der Mission anzufahren, das Haus von Premierminister Mossadegh. Mit im Wagen saßen die Hoffnungen zweier Elite-Geheimdienste.

Oberst Nassiri war nicht so tollkühn, eine derart verwegene Aktion auf eigene Faust zu unternehmen. Die Dokumente in seiner Tasche waren illegal, denn im demokratischen Iran konnte der Premierminister nur mit Zustimmung des Parlaments entlassen werden. Doch die Ereignisse dieser Nacht waren von langer Hand vorbereitet. Auf Anordnung des amerikanischen Präsidenten Dwight Eisenhower und des britischen Premierministers Winston Churchill hatten die Central Intelligence Agency, kurz CIA, und der britische MI6 (Secret Intelligence Service) den Putsch durchgeplant.

1953 waren die USA noch nicht lange im Iran aktiv. Die Iraner hielten die Amerikaner für Freunde, die ihre zerbrechliche, kaum ein halbes Jahrhundert alte Demokratie unterstützten. Die Briten hingegen waren im Iran als kolonialistisch-repressive Ausbeuter verschrien.

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts hatte ein britisches Unternehmen, das überwiegend im Staatsbesitz war, fantastische Gewinne aus ihrem Monopol auf die Förderung und den Verkauf iranischen Öls gezogen. Der Reichtum, der unter der iranischen Erde lag, hatte entscheidend dazu beigetragen, dass die Briten noch Weltmacht waren, während die meisten Iraner in Armut lebten. Diese Ungerechtigkeit verbitterte die Menschen. 1951 wählten sie schließlich Mossadegh, der mehr als andere politische Leitfiguren ihren Ärger auf die Anglo-Iranian Oil Company für sich zu nutzen verstand. Er versprach, die ausländischen Führungskräfte auszuweisen, die gewaltigen Ölreserven zu verstaatlichen und den Iran von der Unterwerfung durch ausländische Mächte zu befreien.

Premierminister Mossadegh hielt sein Versprechen mit entschlossener Zielstrebigkeit. Zur Begeisterung seiner Mitbürger verstaatlichte er die Anglo-Iranian Oil Company, das rentabelste britische Unternehmen weltweit. Kurz danach brachten die Iraner die riesige Raffinerie des Unternehmens in Abadan am Persischen Golf unter ihre Kontrolle.

Die Iraner verfielen in einen patriotischen Rausch, Mossadegh war ihr Held. Die Briten bebten vor Zorn und hielten Mossadegh für einen gemeinen Dieb. Sie riefen den Internationalen Ständigen Gerichtshof und die Vereinten Nationen an, schickten Kriegsschiffe in den Persischen Golf und verhängten schließlich ein Embargo, das sich verheerend auf die iranische Volkswirtschaft auswirkte. Trotzdem bejubelten viele Iraner Mossadeghs Kühnheit. Und auch die antikolonialistischen Führer in Afrika und Asien waren begeistert.

Mossadegh ließ sich von den britischen Attacken gegen ihn nicht beirren. Eine europäische Zeitung schrieb, er hätte sich eher in iranischem Öl frittieren lassen als Großbritannien die geringsten Zugeständnisse zu machen. Eine Zeitlang planten die Briten eine bewaffnete Invasion, um die Ölfelder und Raffinerien zurückzuholen, ließen die Idee aber fallen, weil sie Präsident Harry Truman nicht dafür gewinnen konnten. So blieben nur zwei Optionen: Mossadegh gewähren lassen oder einen Staatsstreich organisieren, um ihn zu stürzen. Premierminister Churchill, stolzes Kind einer imperialen Tradition, konnte jemanden wie Mossadegh nicht einfach gewähren lassen.

Britische Agenten zettelten schon kurz nach der Verstaatlichung der Anglo-Iranian Oil Company eine Verschwörung gegen Mossadegh an. Doch sie waren zu ehrgeizig und gingen zu unsensibel vor. Mossadegh erfuhr von dem Komplott und ließ im Oktober 1952 die britische Botschaft schließen. Alle britischen Diplomaten, auch die Agenten, die im Schutz der diplomatischen Immunitäten arbeiteten, mussten das Land verlas-

sen. Keiner blieb zurück, der den Putsch hätte durchführen können.

Da baten die Briten Präsident Truman um Hilfe. Der jedoch sympathisierte mit nationalistischen Bewegungen, die, wie diejenige von Mossadegh, von den Einwohnern eines Landes getragen wurden. Er hatte nur Verachtung für die Imperialisten vom alten Schlag übrig, die in der Anglo-Iranian Oil Company an den Schalthebeln der Macht saßen. Außerdem hatte der CIA noch nie eine Regierung gestürzt, und Truman wollte keinen Präzedenzfall schaffen.

Die amerikanische Haltung gegenüber einem eventuellen Putsch im Iran änderte sich mit der Wahl von Dwight Eisenhower im November 1952. Wenige Tage nach der Wahl traf sich einer der führenden Agenten des britischen Geheimdienstes, Christopher Montague Woodhouse, in Washington mit hochrangigen Vertretern von CIA und Außenministerium. Woodhouse stützte sich nicht auf das übliche Argument der Briten gegen Mossadegh, das da lautete: Der Mann muss gehen, weil er britisches Eigentum verstaatlicht hat. Das Argument zog in Washington nicht, das wusste Woodhouse. Und er wusste auch, welches Argument ziehen würde.

»Ich wollte nicht den Vorwurf hören, die Amerikaner sollten für uns die Kastanien aus dem Feuer holen«, schrieb er später. »Deswegen legte ich den Akzent auf die kommunistische Bedrohung statt auf die Notwendigkeit, die Ölproduktion zu kontrollieren.«

Das Argument zielte auf die beiden Brüder, die die amerikanische Außenpolitik nach Eisenhowers Amtsantritt bestimmen sollten. John Foster Dulles, der designierte Außenminister, und Allen Dulles, der designierte CIA-Chef, gehörten zu den Hardlinern der Kalten Krieger. Sie sahen die Welt als ideologisches Schlachtfeld und jeden lokalen Konflikt durch die Brille der Ost-West-Konfrontation. In ihren Augen war ein Land, das sich nicht explizit mit den USA verbündete, ein po-

tenzieller Feind. Und den Iran hielten sie für besonders gefährlich.

Der Iran hatte viel Öl, eine lange Grenze zur Sowjetunion, eine aktive Kommunistische Partei und einen nationalistischen Premierminister. Die Dulles-Brüder hielten es für sehr wahrscheinlich, dass der Iran kommunistisch werden würde, und die Aussicht auf ein »zweites China« erschreckte sie. Als die Briten einen Putsch gegen Mossadegh vorschlugen, um einen dem Westen genehmen Premier einzusetzen, waren sie sofort interessiert.

Kurz nach der Amtseinführung von Präsident Eisenhower am 20. Januar 1953 informierten John Foster Dulles und Allen Dulles ihre britischen Amtskollegen, sie seien zu einem Schlag gegen Mossadegh bereit. Codename für den Staatsstreich war »Operation Ajax«, im CIA-Jargon »Trajax«. Mit der Leitung beauftragten sie einen CIA-Mitarbeiter, der Orientfahrung hatte: Kermit Roosevelt, ein Enkel des früheren Präsidenten Theodore Roosevelt.

Wie andere Mitglieder dieser berühmten Familie neigte Kermit Roosevelt nicht zu langem Zaudern und war für seine Entschlusskraft in brenzligen Situationen bekannt. Mit seinen 37 Jahren war er anerkannter Meisterspion und Leiter der CIA-Abteilung Nahost/Asien. Der sowjetische Agent Kim Philby beschrieb ihn als »stillen Amerikaner«: »Höflich und freundlich mit tadellosen gesellschaftlichen Beziehungen, eher gebildet als intellektuell, ein angenehmer Gastgeber und unkomplizierter Gast. Sehr nette Ehefrau. Kurzum, von dem Mann würde man nicht erwarten, dass er bis zum Hals in schmutzigen Geschäften steckt.«

Die damaligen CIA-Agenten waren Idealisten, überzeugt, mit ihrer schmutzigen Arbeit die Freiheit zu retten. Viele waren nachdenkliche Menschen *und* Abenteurer im besten Sinn. Und wenige verkörperten diese Verbindung so sehr in Reinkultur wie Kermit Roosevelt.

Anfang Juli schlug er die dringliche Warnung, sich erst einer Nierenoperation zu unterziehen, in den Wind und flog zu seiner Geheimmission nach Beirut. Von dort fuhr er mit dem Pkw durch die syrische und irakische Wüste. Als er an einer abgelegenen Grenzstation in den Iran einreiste, konnte er seine Aufregung kaum unterdrücken:

»Ich musste an einen Satz denken, den mein Vater über die Ankunft in Afrika geschrieben hat. Er war mit meinem Großvater, T. R., 1909 zu einer Safari aufgebrochen, und er notierte sich: ›Es war ein großes Abenteuer, und die ganze Welt war jung!‹ Mir ging es wie ihm damals. Meine Nerven und meine Sinne arbeiteten auf Hochtouren, während wir die Passstraße hinauffuhren ... An diesem 19. Juli 1953 hatte in Khanequin ein selten dämlicher, lustloser Einreise- und Zollbeamter Dienst, ein halber Analphabet. Damals enthielten amerikanische Pässe noch charakteristische Merkmale des Inhabers, und mit meiner Hilfe transkribierte der Wachposten mühsamst meinen Namen als »Mr. Narbe auf der Stirn rechts«. Ich hielt das für ein gutes Omen.«

Roosevelt führte während der ersten beiden Wochen in Teheran die Geschäfte von einer Villa aus, die ein amerikanischer Agent angemietet hatte. Er konnte auf Jahrzehnte britischer Intrigen im Iran, verbunden mit den nicht ganz so weit zurückreichenden Vorarbeiten des CIA, zurückgreifen. Dazu gehörte eine Handvoll erfahrener, gewitzter iranischer Mitarbeiter, die in jahrelanger Arbeit ein geheimes Netz von sympathisierenden Politikern, Militärs, Geistlichen, Journalisten und Bandenführern aufgebaut hatten. Der CIA zahlte diesen iranischen Kontaktpersonen Zehntausende von Dollar pro Monat, und sie waren jeden Cent wert. Im Frühjahr und Sommer 1953 verging kein Tag, an dem nicht mindestens einer der vom CIA subventionierten Mullahs, Reporter oder Politiker Premierminister

Mossadegh an den Pranger stellte. Der Premierminister respektierte die Pressefreiheit und weigerte sich, die Hetzkampagne gegen ihn zu unterbinden.

Die iranischen Mitarbeiter, die in der Villa ein- und ausgingen, kannten Roosevelt nur unter seinem Decknamen James Lockridge. Mit der Zeit kam man sich näher, und manche nannten ihn zu Roosevelts Belustigung Jim. Nur beim regelmäßigen Tennisspielen auf dem Court der türkischen Botschaft hätte er seine Tarnung fast ruiniert, weil er bei verpassten Treffern mit sich schimpfte: »Oh Roosevelt!« Er wurde mehrfach gefragt, wie einer mit dem Nachnamen Lockridge zu so einer Gewohnheit kommt. Er sei leidenschaftlicher Republikaner, erklärte er, für ihn sei Franklin D. Roosevelt der Teufel und sein Name ein Schimpfwort.

Die Operation Ajax sollte mit einer massiven psychologischen Kampagne gegen Mossadegh vorbereitet werden. Und dann sollte die Nachricht kommen, dass der Schah den Premierminister seines Amtes enthoben habe. Straßenbanden und Armeeeinheiten, deren Führer auf der Gehaltsliste des CIA standen, würden jeden Widerstandsversuch von Mossadegh im Keim ersticken. Dann würde man bekannt geben, dass der Schah General Fazlollah Zahedi – ein General a. D., der über 100 000 Dollar vom CIA bekommen hatte – zum neuen iranischen Premierminister ernannt habe.

Anfang August stand Teheran in Flammen. Vom CIA finanzierte Banden protestierten gegen Mossadegh, sie zogen mit Transparenten und Schahbildern durch die Straßen und skandierten royalistische Parolen. Parlamentsmitglieder und alle, die sonst noch beim bevorstehenden Staatsstreich hilfreich sein konnten, wurden von ausländischen Agenten bestochen.

Die Angriffe in der Presse gegen Mossadegh wurden immer heftiger. In Artikeln wurden ihm Hang zum Kommunismus, Schielen nach dem Thron, jüdische Abstammung und insgeheime Sympathien für die Briten unterstellt. Mossadegh wuss-

te es nicht, aber die meisten dieser Tiraden wurden entweder direkt von CIA-Mitarbeitern in Washington geschrieben oder waren von ihnen angeregt worden. Einer der Mitarbeiter an der Propagandafront, Richard Cottam, schätzte, dass vier Fünftel der Teheraner Zeitungen unter CIA-Einfluss standen.

»Meine Texte erschienen meistens schon einen Tag später in der iranischen Presse, das gab mir das Gefühl von Macht«, erinnerte er sich Jahre später. »Die Artikel sollten Mossadegh als Kommunisten oder Fanatiker entlarven.«

Während die Verschwörung in Gang kam, nahm sich Roosevelt sein größtes Hindernis vor: Mohammed Reza Schah. Der zwei- unddreißigjährige Monarch, erst der zweite Schah aus der Dynastie der Pahlevi, war von Natur aus schüchtern und wenig entschlossen. Er weigerte sich beharrlich, sich an dem gefährlichen Unternehmen zu beteiligen. »Er scheut vor Entscheidungen zurück, und man kann sich nicht darauf verlassen, dass er bei einmal getroffenen Entscheidungen bleibt«, berichtete ein britischer Diplomat. »Er hat keinen Schneid und ist sehr ängstlich.«

Doch der Schah hielt sich nicht nur zurück, weil es seinem Charakter entsprach. Mossadegh war die populärste Figur der neueren iranischen Geschichte, und auch wenn ihn die britische Hetzkampagne geschwächt hatte, wurde er doch noch immer weithin bewundert und geliebt. Es war zudem klar, dass der Schah kein Recht hatte, ihn zu entlassen. Der Komplott konnte leicht auf ihn zurückschlagen und nicht nur das Leben des Schahs, sondern auch den Fortbestand der Monarchie gefährden.

Roosevelt war das gleichgültig. Für den Staatsstreich brauchte er eine vom Schah unterschriebene Entlassungsurkunde für Mossadegh und eine Ernennungsurkunde für General Zahedi. Roosevelt zweifelte zu keinem Zeitpunkt daran, dass der Schah letztlich mitziehen würde. Die Gewichte waren von Anfang an

ungleich verteilt. Roosevelt war clever, gut ausgebildet, und hinter ihm stand eine internationale Großmacht. Der Schah war schwach, unreif und allein.

Roosevelt schickte zunächst andere vor, von denen er annahm, sie könnten den Schah beeinflussen. Als Erste sollte die Zwillingschwester des Schahs, Prinzessin Ashraf, die so streitbar war wie der Schah schwerfällig, ihren Bruder besuchen und ihm das Rückgrat stärken. Ashrafs spitze Zunge war legendär, einmal hatte sie ihn in Gegenwart ausländischer Diplomaten aufgefordert, seinen Mann zu stehen oder sich allen als Maus zu erkennen zu geben. Sie hasste Mossadegh, weil er die Macht der Monarchie einschränken wollte. Ihre Ausfälle gegen seine Regierung waren so heftig geworden, dass der Schah sie ins Ausland geschickt hatte. Aus dem goldenen Exil in Europa beobachtete sie die Entwicklungen in ihrer Heimat mit unverminderter Leidenschaft.

Ashraf lebte in Frankreich und besuchte gern Casinos und Nachtclubs. Dort rief sie einer von Roosevelts besten iranischen Agenten an, Asadollah Rashidian. Sie weigerte sich nicht Teheran zu kommen, deswegen erhielt sie einen Tag später Besuch von einer Abordnung britischer und amerikanischer Agenten, um der Einladung mehr Nachdruck zu verleihen. Der Leiter der Delegation, Norman Darbyshire, brachte in weiser Voraussicht einen Nerzmantel und ein Bündel Banknoten mit. Als Ashraf die Gaben sah, so Darbyshire später, hätten ihre Augen geleuchtet, und ihr Widerstand schwand dahin. Sie flog nach Teheran und kam ohne Zwischenfälle unter ihrem Ehenamen Madam Chafik durch die Passkontrolle. Ihr Bruder weigerte sich zunächst, sie zu empfangen, wurde dann aber von Beratern, die Kontakt zum CIA hatten, umgestimmt. Die Geschwister trafen sich am Abend des 29. Juli. Die Stimmung war gespannt. Ashraf konnte ihren Bruder nicht zu den entscheidenden Unterschriften bewegen, aber ihr Aufenthalt im Iran

sickerte durch und löste einen Proteststurm aus. Alle waren erleichtert, als sie nach Europa zurückflog.

Anschließend wandte sich Roosevelt an General H. Norman Schwarzkopf, der die 1940er Jahre größtenteils im Iran verbracht und ein Eliteregiment aufgebaut hatte. Der Schah fühlte sich ihm tief verbunden. Der CIA gab Schwarzkopf eine »Deckmission« mit Gesprächen und Inspektionen im Libanon, in Pakistan und Ägypten, so dass der Aufenthalt im Iran wie ein kleiner Zwischenstopp wirkte. Einem Bericht zufolge kam er in Teheran mit »mehreren großen Taschen« an, in denen mehrere Millionen Dollar in bar verstaut waren. Er traf sich erst mit Roosevelt und dann mit wichtigen iranischen Beteiligten an der Operation und verteilte das Geld an sie. Am 1. August besuchte er den Schah im Saad-Abad-Palast.

Es war ein denkwürdiges Treffen. Der Schah sagte zunächst keinen Ton, sondern machte mit Gesten seinen Verdacht deutlich, dass sie abgehört würden. Dann führte er Schwarzkopf in einen großen Ballsaal, zog einen Tisch in die Mitte des Raums, setzte sich darauf und lud den General ein, sich neben ihn zu setzen. Dann flüsterte er ihm ins Ohr, er habe sich noch nicht dazu durchgerungen, die Dokumente für Roosevelt zu unterschreiben. Er bezweifle, dass die Armee seine Dekrete befolgen würde, er wolle angesichts des Risikos nicht auf der Seite der Verlierer stehen.

Schwarzkopf spürte, dass der Widerstand des Schahs nachließ. Ein weiterer Besucher konnte zum gewünschten Ergebnis führen, aber dieser Besucher musste Roosevelt persönlich sein. Es war ein gefährlicher Vorschlag. Wenn Roosevelt im Palast gesehen wurde, konnte die ganze Sache auffliegen. Für Schwarzkopf gab es keine Alternative.

Für Roosevelt kam der Vorschlag nicht überraschend. »Mir war von Anfang an klar, dass ein persönliches Treffen notwendig war«, schrieb er später. »Nur unter vier Augen konnten der Schah und ich die schwierigen Probleme lösen, die vor uns la-

gen. Wahrscheinlich würde ein Treffen nicht reichen, wir mussten uns mehrmals treffen. Je eher wir damit anfangen, umso besser.«

Zur Vorbereitung schickte Roosevelt einen Mann, dem er vertraute: Asadollah Rashidian. Der brachte dem Schah am 2. August eine schlichte Botschaft: Briten und Amerikaner würden den Staatsstreich so oder so durchführen. Der Schah hätte unter diesen Umständen keine andere Wahl, als zu kooperieren. Der Schah nickte stumm.

Nur Roosevelt konnte den Deal unter Dach und Fach bringen. Er bat einen Mann am Hof, der unter dem Decknamen Rosenkrantz arbeitete, für »einen Amerikaner, der für Eisenhower und Churchill sprechen dürfe«, beim Schah eine geheime Audienz zu erwirken. Binnen Stunden kam die Antwort: Der Schah wollte Roosevelt noch am selben Tag um Mitternacht mit einem Wagen abholen lassen.

»Zwei Stunden Wartezeit!«, überlegte Roosevelt, als er die Nachricht erhalten hatte. »Ich betrachtete meinen Aufzug. Nicht gerade einer Audienz beim König angemessen, trotzdem unter diesen besonderen Umständen genau richtig. Ich trug einen dunklen Rolli, dunkelgraue, bequeme Hosen und ein Paar schwarze *givehs*, eine Art persische Espadrille. Nicht sehr schick, aber unaufdringlich.«

Roosevelt kannte den Schah von Interviews, die er sechs Jahre zuvor für ein Buch mit dem Titel *Arabs, Oil and History* mit ihm geführt hatte, und hatte ihn auch bei späteren Besuchen im Iran getroffen. Jetzt wartete er mit einigen Agenten auf Mitternacht. Er trank lieber nichts, auch wenn seine Kollegen da weniger Skrupel hatten. Als es endlich zwölf wurde, ging er hinaus auf die Straße. Dort wartete ein Auto. Er kletterte auf den Rücksitz.

Nichts rührte sich auf den Straßen, während Roosevelt zum Palast chauffiert wurde. Auf dem letzten Wegstück den Berg hinauf versteckte er sich. Die Gastgeber hatten eine Decke auf

den Rücksitz gelegt, Roosevelt legte sich auf den Boden und zog sie über sich.

Sie kamen ohne Probleme am Wachposten vorbei, der Wagen wurde durchgewunken. Kurz vor der Kalksteintreppe zum Palast hinauf hielt er. Roosevelt setzte sich auf und sah eine schmale Gestalt die Treppen herunterkommen. Es war der Schah, der sich wenig später neben ihn setzte. Der Fahrer zog sich in den Schatten zurück.

»Guten Abend, Mr. Roosevelt«, sagte der Monarch und streckte die Hand aus. »Ich habe zwar nicht erwartet, Sie zu treffen, aber es ist mir ein Vergnügen.«

Roosevelt erklärte dem Schah, er sei im Auftrag des amerikanischen und des britischen Geheimdienstes im Iran; er könne sich diese Angabe morgen Abend in der BBC bestätigen lassen: Churchill hatte veranlasst, dass der Nachrichtensprecher nicht wie sonst »It is now midnight« sagte, sondern »It is now exactly midnight.« So eine Rückversicherung sei nicht nötig, antwortete der Schah. Die beiden Männer verstanden sich.

Trotzdem hatte der Schah nach wie vor Vorbehalte gegen den Komplott. Er sei kein Abenteurer, erklärte er Roosevelt. Roosevelt wurde deutlicher. Wenn Mossadegh im Amt bliebe, würde der Iran ins kommunistische Lager abdriften oder zu einem zweiten Korea werden, und das würde der Westen nicht hinnehmen. Deswegen müsse Mossadegh gestürzt und die Macht des Schahs gestärkt werden. Er müsse sich innerhalb weniger Tage entscheiden, andernfalls würde er, Roosevelt, wieder abreisen und einen anderen Plan ausarbeiten.

Der Schah antwortete nicht direkt. Sie sollten sich am nächsten Tag noch einmal treffen, schlug er vor. Dann wandte er sich ab und öffnete die Tür. Bevor er aus dem Wagen stieg, drehte er sich noch einmal zu Roosevelt um und sagte: »Ich freue mich, Sie wieder einmal in meinem Land begrüßen zu dürfen.«

Von diesem Tag an traf sich Roosevelt fast jede Nacht mit dem Schah und konferierte davor und danach mit den iranischen Mitarbeitern. Als die Polizei misstrauisch wurde und anfang, die Villa zu überwachen, fand er andere Mittel und Wege, um die Besprechungen abzuhalten. Er nahm ein Taxi, vereinbarte Zeiten und wenig frequentierte Orte, und fuhr hin. Dort stellte er den Wagen ab, ging spazieren, bis ihn einer seiner einheimischen Agenten, meist hyperaktiv und vollgepumpt mit Adrenalin, in einem Chrysler oder Buick auf sammelte. Sie planten ihr taktisches Vorgehen, während sie durch die hügelige Umgebung Teherans rasten.

Roosevelt versicherte dem Schah, man stelle ihm rund eine Million Dollar zur Verfügung sowie mehrere sehr kompetente, professionelle Organisatoren, die Flugblätter verteilen und Demonstranten organisieren und die Opposition im Blick behalten würden: »Sie geben den Auftrag, sie führen ihn aus.« Die Operation Ajax bestehe aus vier Teilen. Zuerst solle eine Verleumdungskampagne in den Moscheen, der Presse und auf den Straßen Mossadeghs Popularität unterminieren. Dann überbrächten royalistische Armeeoffiziere ihm die Entlassungsurkunde. Dann würde der Mob auf die Straße geschickt und zuletzt würde General Zahedi die Ruhe wiederherstellen und vom Schah zum neuen Premier ernannt.

Es war ein bestechender Plan, der trotzdem keine 100-prozentige Garantie bot. Der Schah schwankte noch immer. Roosevelt beschrieb seine Stimmung als »dumpfe Unentschlossenheit«. An seine Vorgesetzten kabelte er: »Aber ohne den Schah ist die Sache hoffnungslos.« Er blieb gegenüber dem Monarchen hartnäckig und erreichte schließlich sein Ziel. Der Schah würde die Fermane, wie die königlichen Erlasse genannt wurden, unterschreiben, allerdings nur unter der Bedingung, Teheran verlassen und sich an einem sicheren Ort aufhalten zu dürfen.

Mohammad Reza Schah hatte noch nie als mutiger Mann gegolten. Dieser neuerliche Vorsichtsbeweis überraschte Roosevelt nicht. Die beiden Männer entschieden sich für ein Jagd- schloss der königlichen Familie bei Ramsar am Kaspischen Meer: Dort wäre der Schah sicher. Ein Flugplatz war in der Nähe, das erleichterte dem Monarchen die Entscheidung.

»Wenn die Sache aus dem Ruder läuft«, erklärte er Roosevelt, »fliege ich mit meiner Frau direkt nach Bagdad.«

Die beiden Männer sahen sich in der Nacht auf den 9. August zum letzten Mal vor dem Putsch. Bevor er sich vom Schah verabschiedete, wollte sich Roosevelt für seine Kooperation bedanken, auch wenn sie nur widerwillig erfolgte. Es war ein historischer Augenblick, da musste etwas Besonderes gesagt werden. Roosevelt fand eine hübsche Volte, um seine Botschaft zu verpacken.

»Eure Majestät, ich habe heute ein Telegramm aus Washington bekommen«, log er, »Präsident Eisenhower bittet mich, Ihnen Folgendes auszurichten: ›Ich wünsche Eurer Kaiserlichen Majestät viel Glück. Wenn nicht die Pahlevis und die Roosevelts dieses kleine Problem gemeinsam aus der Welt schaffen können, gibt es keine Hoffnung mehr. Ich habe vollständiges Vertrauen, dass Sie es schaffen werden.«

Ein Kurier der CIA sollte die Fermane am nächsten Morgen in den Palast bringen. Der Schah würde sie unterzeichnen und direkt danach nach Ramsar fliegen. Alles war perfekt arrangiert.

Als Roosevelt in die Villa zurückkam, feierte er die gute Neuigkeit mit großen Mengen Alkohol. Um fünf Uhr morgens lag er endlich im Bett. Wenige Stunden später weckte ihn ein fluchender Mitarbeiter. Es war in letzter Sekunde etwas schiefgegangen. Der Kurier, der im Palast die Unterschrift des Schahs holen sollte, war zu spät gekommen, das kaiserliche Paar schon weg.

Ob sie sich schlicht verpasst hatten oder der Schah in letzter Minute doch noch kneifen wollte – Roosevelt sah nicht ein, dadurch den Erfolg der Mission zu gefährden. Die Fermene waren für den geplanten Staatsstreich unverzichtbar. Sie waren mehr als ein juristisches Feigenblatt, sie waren für das Gelingen der Operation Ajax zentral. Wenn der Schah nicht in Teheran war, um sie zu unterschreiben, dann mussten sie eben zu ihm gebracht werden.

Roosevelt hatte schnell den richtigen Mann für die Aufgabe: Oberst Nassiri von der kaiserlichen Leibgarde, ein Royalist, enger Vertrauter des Schahs und Pilot. In aller Eile wurden die nötigen Vorkehrungen getroffen, und Nassiri flog nach Ramsar, holte sich die nötigen Unterschriften vom Schah und schickte die Papiere per Auto nach Teheran – das Wetter war zu schlecht, um die Maschine wieder in die Luft zu bringen.

Roosevelt hing mit seinen Genossen einen Tag lang ungeduldig am Pool ab und konnte sich nicht erklären, warum Nassiri so lange brauchte. Als es dunkel wurde, rauchte die wartende Gesellschaft, spielte Karten und trank Wodka mit Limone. In Teheran herrschte nach neun Uhr abends Ausgangssperre, trotzdem hofften sie immer noch, jemand würde vorbeikommen. Es war fast Mitternacht, als sie vor dem Tor Geschrei hörten. Sie öffneten einer kleinen Schar unrasierter und sehr aufgeregter Iraner, von denen sie fast keinen kannten. Sie steckten Roosevelt ein Paket zu. Er öffnete es behutsam und fand darin die beiden Fermene, pflichtschuldig von Seiner Kaiserlichen Majestät unterzeichnet.

Nachdem sich die Verschwörer triumphierend in die Arme gefallen waren, beriet Roosevelt mit ihnen das weitere Vorgehen. Er war schwer enttäuscht, als ihm seine iranischen Gewährsleute erklärten, dass weitere Verzögerungen unvermeidlich wären. Das Wochenende, das für Muslime auf Donnerstag und Freitag fällt, stand vor der Tür, und Iraner widmen sich am Wochenende nur ungern dem Geschäft, schon gar nicht, wenn

das aus einem Staatsstreich besteht. Roosevelt verlegte den Coup widerwillig auf Samstag, den 15. August.

Sie vertrauten ihrem Plan, aber mit jeder Verzögerung wuchs die Gefahr, verraten zu werden, und so verbrachten Roosevelt und Genossen drei qualvolle Tage am Pool. Der Samstag war am schwersten auszuhalten, weil der Augenblick der Wahrheit kurz bevorstand. Roosevelt schrieb später, dass die Zeit an diesem Tag unglaublich langsam verstrich, so langsam wie nie zuvor.

Inzwischen hatte Roosevelt seinen Kommandoposten in einen Kellerraum auf dem Gelände der amerikanischen Botschaft verlegt. Die iranischen Mitarbeiter besuchten ihn seltener, hatten aber gut zu tun, wie aus einem CIA-Bericht hervorgeht:

»Gleichzeitig erreichte die psychologische Kampagne gegen Mossadegh ihren Höhepunkt. Die kontrollierbare Presse ging in breiter Front gegen Mossadegh vor, während [Name geschwärzt] nach Anweisung des Postens Material erstellte, das der Posten für sinnvoll hielt. CIA-Agenten stachelten gezielt religiöse Führer an, indem sie im Namen der [kommunistischen] Tudeh-Partei die wildesten Strafen androhten, sollten sie sich gegen Mossadegh stellen. Die religiösen Führer erhielten Drohanrufe im Namen der Tudeh, und ein Bombenanschlag auf deren Häuser wurde ausgeübt.

Die Nachricht, der Schah unterstütze eine direkte Aktion, sickerte schnell über die vom Posten geförderte »Konspiration des Oberst« durch. Zahedi sah den Leiter des Postens, Oberst [Name gelöscht], ernannte ihn zum Verbindungsoffizier zu den Amerikanern und empfahl ihn als Leiter der Stabsplanung für die Aktion ...

Am 14. August kabelte der Posten, dass die Regierung Zahedi nach Abschluss von TRAJAX angesichts der leeren Staatskassen Gelder brauchen würde. Die Summe von

5 Mio. Dollar wurde vorgeschlagen, der CIA sollte die Summe binnen Stunden nach Abschluss der Operation schicken.«

Danach konnten Außenposten und Zentrale dem CIA-Bericht zufolge nur noch auf den Beginn der Aktion warten. Als endlich am 15. August die Dämmerung über Teheran hereinbrach, setzte sich Roosevelt in seinen Hillman-Minx und fuhr zu einem sicheren Haus in der Nähe, in dem seine Mitarbeiter auf die Siegesnachricht warteten. Der Wodka floss reichlich, sie hörten Schallplatten und sangen die Lieder mit, meist aus Broadway-Shows. Am liebsten »Luck Be a Lady Tonight« aus dem Musical *Guys and Dolls*. Es wurde sozusagen das offizielle Operation-Ajax-Lied:

They call you lady luck, but there is room for doubt,
At times you have a very un-ladylike way of running out.
You're on this date with me, the pickings have been lush,
And yet before the evening is over you might give me the brush.
You might forget your manners, you might refuse to stay
And so the best I can do is pray:
Luck, be a lady tonight.

Der Rückweg zur amerikanischen Botschaft führte Roosevelt am Haus des Stabschefs Riahi vorbei, und er sah das als gutes Zeichen. Wenn sein Plan funktionierte, säße General Riahi schon wenige Stunden später hinter Gittern.

Roosevelt wollte den Stabschef und den Premierminister in der Nacht verhaften lassen, Oberst Nassiri schien als Monarchist und Mossadegh-Gegner die perfekte Wahl für die Aufgabe. Er hatte die unentbehrlichen Fermane besorgt und damit seine Zuverlässigkeit unter Beweis gestellt.

Aber in der Nacht des 15. August dachte Nassiri nicht gründlich genug nach. Er kam kurz nach 23 Uhr bei General Riahis Haus an und fand es verlassen vor, schöpfte aber keinen Verdacht, sondern befahl einfach, zu Mossadegh weiterzufahren. Er wusste nicht, dass eine andere Militärkolonne unterwegs war. General Riahi hatte von dem geplanten Putsch Wind bekommen und schickte Soldaten, um ihn zu verhindern.

Die undichte Stelle konnte nie mit letzter Gewissheit identifiziert werden. Die meisten Vermutungen konzentrierten sich auf einen Armeeeoffizier, der einer geheimen kommunistischen Zelle angehörte. Es kann auch mehr als einen Informanten gegeben haben. Roosevelt hatte sich zu Recht davor gefürchtet: Zu viele wussten zu lange Bescheid. Die Nachricht war durchgesickert.

Um Mitternacht prallten in Teheran Putsch und Gegenputsch aufeinander und die Lage war undurchsichtig. Einige der Putschisten erfuhren rechtzeitig von dem Verrat und konnten untertauchen. Andere wussten von nichts und liefen in die Falle. Das Postamt im Basar wurde besetzt und Außenminister Hussein barfuß und schreiend aus dem Bett geholt.

Die Zukunft des verfassungsmäßigen Iran hing davon ab, welcher Soldatentrupp Mossadeghs Haus zuerst erreichte. Kurz nach ein Uhr morgens fuhren die Putschisten die Kakh-Straße hoch, bogen in die Heshmatdowleh-Straße und hielten an. Hier bewohnte Mossadegh mit seiner Frau eine kleine Wohnung in einem größeren Komplex, der seit vielen Jahren in Familienbesitz war. Das Tor war geschlossen. Oberst Nassiri stieg aus, um sich Einlass zu verschaffen. In der Hand hatte er den Ferman, mit dem Mossadegh aus dem Amt entlassen werden sollte. Hinter ihm standen Soldaten in mehreren Reihen.

Oberst Nassiri kam zu spät. Als er vor dem Tor stand, traten mehrere loyale Offiziere aus dem Schatten. Sie eskortierten ihn zum Jeep und fuhren ihn zum Generalstab. Dort nannte ihn Riahi einen Verräter, ließ ihm die Uniform abnehmen und in

eine Zelle stecken. Der Mann, der Mossadegh verhaften wollte, war jetzt selbst ein Gefangener.

Roosevelt konnte von diesen Vorgängen nichts wissen. Er wartete in der amerikanischen Botschaft auf Nassiris Anruf. Mehrmals fuhr Panzer vorbei, das Telefon klingelte nicht. Roosevelt ahnte Böses. Radio Teheran ging nicht wie sonst um sechs Uhr auf Sendung. Eine Stunde später plärrte Marschmusik aus dem Radio, und dann wurde ein offizielles Kommuniqué verlesen. Roosevelt sprach kein Persisch, befürchtete aber das Schlimmste, als er den Sprecher Mossadegh sagen hörte. Schließlich sprach Mossadegh persönlich über den Äther von einem verhinderten Putschversuch, der vom Schah und »ausländischen Elementen« organisiert worden sei.

Der Schah hörte in seiner Villa am Kaspischen Meer dieselbe Ansprache, weckte seine Frau und erklärte, sie müssten schleunigst weg. In aller Eile packten sie zwei kleine Koffer, nahmen an Kleidern mit, was sie über dem Arm tragen konnten, und eilten zu der zweimotorigen Beechcraft. Der Schah setzte sich als ausgebildeter Pilot ans Steuer und nahm Kurs auf Bagdad. Nach seiner Ankunft sagte er dem US-Botschafter, er würde sich in Kürze eine Arbeit suchen, denn er hätte eine große Familie und kaum Mittel außerhalb des Irans.

In Teheran waren unterdessen loyale Armeeeinheiten ausgeschwärmt. Die Stadt kehrte schnell zur Normalität zurück. Mehrere Verschwörer wurden verhaftet, andere hielten sich versteckt. Auf General Zahedi wurde ein Kopfgeld ausgesetzt. CIA-Mitarbeiter sahen zu, dass sie die Sicherheit der amerikanischen Botschaft oder von anderen Plätzen erreichten. Jubelnde Massen skandierten in den Straßen: »Sieg der Nation!« und »Mossadegh hat gewonnen!«

Auf dem Botschaftsgelände war Roosevelt »nahe an der Verzweiflung«. Er musste ein Telegramm nach Washington schicken und das Scheitern mitteilen. John Waller, Leiter der Iranabteilung im CIA, war schwer enttäuscht. Waller fürchtete um

das Leben seiner Leute und schickte Roosevelt eine dringliche Antwort, die offenbar nicht erhalten ist. Angeblich soll er Roosevelt aufgefordert haben, den Iran sofort zu verlassen. Viele Jahre später sagte Waller, so ultimativ habe er das nicht formuliert. Seiner Erinnerung nach stand in dem Telegramm: »Wenn du in der Klemme bist, hau ab, bevor du umgebracht wirst. Wenn nicht, bleib und bring den Auftrag zu Ende.«

Für die Verschwörer sah es schlecht aus. Das Überraschungsmoment war weg. Mehrere wichtige Akteure waren außer Gefecht gesetzt. Ihr designierter Premier, General Zahedi, war im Untergrund, der Schah außer Landes. Außenminister Fatemi, der nach einigen Stunden aus der Hand der Putschisten befreit wurde, warf dem Schah mit scharfen Worten die Zusammenarbeit mit ausländischen Agenten vor.

»Verräter!«, schrie Fatemi vor der Menge. »In dem Moment, in dem du von deinem gescheiterten Putsch erfahren hast, bist du in die nächstbeste Hauptstadt geflohen, in der es eine britische Botschaft gab!«

Die Operation Ajax schien gescheitert zu sein. Radio Teheran meldete: »Die Situation ist unter Kontrolle«, und so sah es auch aus. Schockwellen liefen durch die CIA-Zentrale in Washington DC.

Und dann traf am Abend ein völlig unerwartetes Telegramm von Roosevelt ein. Er war im Iran geblieben und improvisierte einen zweiten Streich gegen Mossadegh. Der CIA hatte ihn nach Teheran geschickt, um die Regierung zu stürzen, und er wollte nicht weichen, bevor er seinen Auftrag ausgeführt hatte.